

Allerdings ist zur vollen Klärung sorgfältig der Unterschied zwischen „religiösem Tanz“ und „Kulttanz“ zu beachten. Als „liturgisch“ oder „kultisch“ bezeichnen wir nur die religiösen Ausdrucksformen, die von einer Religionsgemeinschaft als offizielle Gottesverehrung betrachtet werden und auf die darum die gesamte Kultgemeinschaft irgendwie verpflichtet ist. Als „liturgisch“ in einem weiteren Sinne kann man auch die übrigen religiösen Formen der Religionsgemeinschaft bezeichnen, soweit sie von den eigentlich liturgischen Formen und Vorschriften innerlich oder äußerlich beeindruckt erscheinen. Wenn eine religiöse Übung, Andacht usw. auch nicht „liturgisch“ im engsten Sinne des Wortes ist, so kann sie doch eine echte und wertvolle religiöse Übung sein.

Im Christentum wird das besonders deutlich, vor allem in der katholischen Liturgie. Hier liegt der innerste Kernkreis der Liturgie in der heiligen Eucharistie und den übrigen Sakramenten als den „Früchten des Kreuzesopfers“. Das Geschehen im Sakrament ist das allerwirklichste (*ex opere operato*). Im weiteren Umkreis folgen Sakramentalien, Stundengebet, sodann das freie Beten der Einzelnen, das Brauchtum usw. Nach Art einer Analogie wird darin die Ähnlichkeit zum Kernkreis der Liturgie immer schwächer. Dennoch aber sind diese Kreise eine natürliche Ausstrahlung, eine Durchformung der Welt vom Allerheiligsten aus. Der unoffizielle religiöse Tanz erscheint in solcher Betrachtung in der Umzone des Liturgischen, die zwar noch eine gewisse Inspirierung etwa künstlerischer Gesetzlichkeiten von der Liturgie her empfängt, desgleichen mit ihr noch die Haltung des Religiösen überhaupt gemeinsam hat, im übrigen aber als eine freie religiöse künstlerische Darstellung gelten muß. Selbstverständlich ist auch das eine Gottesverehrung, ebenso sehr, wie wir Gott durch Lied und Spiel würdig verehren können.

Daß Christus den Tanz nicht zur liturgischen Bedeutung erhob, entscheidet weder für noch gegen ihn, da Christus nur den liturgischen Kernkreis bestimmte, dessen Entfaltung aber der Kirche überließ. Sie hat die Weite zu bestimmen, in der sich die an und für sich gegebene Möglichkeit des religiösen Tanzes entwickeln soll. Tatsächlich hat sie ihn bis jetzt nur selten in den Kirchraum zugelassen. Sollen sich die stellenweise sichtbar gewordenen Ansätze des religiösen Tanzes glücklich entwickeln, so sind einerseits die Grenzen zu wahren, die sich aus dem Wesen des Tanzes ergeben, anderseits gerade die Seiten dieses Wesens zur Ausstrahlung zu bringen, die es — mit oder ohne Begleitung des Wortes — würdig machen, das WORT zu künden, das im Anfang war.

Vom Geheimnis der sieben Sterne

Von Theo Hoffmann S. J.

Es steht wohl in innerstem Zusammenhang, daß dem Jünger, der am tiefsten in die Herrlichkeiten des Gottesreiches eingeführt wurde, auch für das Versagen des Menschen Gott gegenüber der Sinn erschlossen werden mußte. Und jeder, der Johannes an der Hand seiner Aufzeich-

nungen, wie er sie in der Geheimen Offenbarung niedergelegt hat, folgen will, muß gleich von Anfang sein Ohr öffnen für die Botschaft, die der Seher zu künden hat den sieben Engeln, die leuchten dürfen im Licht des Menschensohnes, denen dennoch das „aber“ schuldhaften Versagens entgegengeworfen wird. Und den Leser überkommt es in innerster Erschütterung, wenn selbst an diese sieben Engel, diese sieben Sterne, die ersten Führer der Urgemeinden, nicht nur Mahnung, sondern Urteil und Verurteilung ergeht: „Aber ich habe gegen dich, daß du deine erste Liebe nicht mehr hast! Bedenke, von welcher Höhe du herabgesunken bist! Bekehre dich! Sonst komme ich über dich!“¹ Gewiß, man kennt die Parabel vom Unkraut unter dem Weizen, aber wenn das Unkraut in aller Greifbarkeit, auf geschichtlich wirklichem Acker erlebter Gegenwart wuchert, wenn die, welche befleckte Kleider tragen, mit Namen genannt werden, und es gar die Engel und Sterne sind, d. h. die, welche andern vorangehen sollten, dann ist die Frage da „warum?“, dann stehen wir vor dem Geheimnis der Sterne.

So undurchdringlich dieses Geheimnis letztlich unserem Denken bleibt, es wird wohl seine Bedeutung auch für uns haben. Steht es ja schon am Anfang des Christentums und wirft düstere Schatten schuldhaften Versagens in den ersten Kreis der Jünger. Petrus verleugnet, Judas verrät, und alle insgesamt, wie lange bleiben sie irdisch-politisch erwartungsvoll gesinnt! Immer wiederholt es sich in der Folge der Zeiten, daß nach Tagen innern Glanzes und äußerer Anerkennung solche des Niedergangs und der Schmähung kommen, die besonders schmerzlich werden, wenn sie gekennzeichnet sind durch eigene Schuld. „Du rühmst dich des Gesetzes und entehrst Gott durch Übertretung des Gesetzes! Denn durch eure Schuld wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden.“²

Es ist hier nicht zu sprechen von denen, die lästern; es sind hier nicht zu untersuchen die Beweggründe derer, welche die Schwächen und Armeligkeiten der Kirche bloßlegen; es ist hier nicht der Ort, konkrete Schuld zu wägen und zu bewerten, es geht hier um die Frage, wie der Christ sich grundsätzlich zu den Menschlichkeiten, die er in seiner Kirche entdeckt, zu stellen hat.

Wir können hier verweisen auf die Vorträge, welche P. Lippert bei der Herbsttagung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker im Jahre 1922 zu Heidelberg gehalten hat, insbesondere auf den zweiten, in dem die Tragik des katholischen Menschen gekennzeichnet wird³. Daß das „Menscheln“ selbst hinter die Mauern dringt, hinter denen man es am wenigsten sehen mag, hat der gleiche Verfasser angedeutet in seinen „Briefen in ein Kloster“⁴, und damit ein Thema aufgegriffen, das schon vor ihm P. Otto Cohausz in „Hinter Klostermauern“⁵ behandelt hatte. In gegenwärtiger Stunde wird das ehrliche, bei aller Offenheit doch würdige Buch

¹ Offb. 2, 1 ff.

² Röm. 2, 24.

³ Lippert, Das Wesen des kathol. Menschen (München 1923, Theatiner-Verlag).

⁴ Lippert, Briefe in ein Kloster (München 1934, Kösel & Pustet).

⁵ Cohausz, Hinter Klostermauern (Warendorf 1918, Schnell).

P. Simons „Das Menschliche in der Kirche Christi“⁶ vielen Licht und Ausrichtung vermitteln. Einen ausführlichen, viel Material und Ausdeutung bietenden Artikel brachte die Zeitschrift aus der Feder Pribillas „Siegen und Versagen des Christentums“⁷. Joseph Bernhart lieferte in „Kirche in der Zeitwende“ zum Thema einen Beitrag⁸. Dazu tritt noch das soeben herauskommende Buch von W. Everhard: „Die menschlichen Gebrechen der Kirche“⁹. Schon diese Literatur zeigt, daß es nicht Christenart ist, in Unehrlichkeit menschliches Versagen zu vertuschen oder gar in Abrede zu stellen. Für geschichtliche Einzelheiten sei auf P. Simon hingewiesen, der eine Fülle von Belegen bringt, ausgehend von der Frühzeit der Kirche über Abschnitte wie „Die Kritik an der Kirche in der modernen Zeit“, „Die fünf Wunden der Kirche nach Antonio Rosmini“, „Die (menschlichen) Hindernisse der Ausbreitung der Kirche in England nach Kardinal Manning“, „Die Anstöße des beginnenden 20. Jahrhunderts“ bis zu den „Berufsgefahren des (heutigen) Klerus“. Von den folgenden Seiten muß gelten, was P. Simon im Vorwort seines Buches sagt: „Sie wollen ... das Menschliche in der Kirche dem denkenden Menschen grundsätzlich verständlich machen“, und zwar nicht nur in seiner Tatsächlichkeit, sondern in etwa auch in seiner Bedeutung, ohne es in einer geschichtlichen Vollständigkeit aufzuweisen.

Geht man so an ein weniger quantitatives als qualitatives Wägen menschlichen Versagens heran, so werden wohl drei typische Gruppen aufzuzeigen sein. In die erste Gruppe gehört das, was aus dem mit allem geschöpflichen Sein nun einmal gegebenen Mißverhältnis dem Göttlichen gegenüber wesentlich gegeben ist. Es folgt eine weitere Gruppe von Armseligkeiten, die zwar nicht wesentlich notwendig gegeben sind, aber doch mehr aus seinsmäßiger, nicht eigentlich sittlich-schuldhafter Begrenztheit entstehen. Am schwersten trägt der Christ an den Fehlern der dritten Gruppe, die ein eigentliches Schuldhaben einschließen. Und doch rechnet die Kirche von jeher, nicht erst nach Enthüllungen neuer und neuester Zeit mit diesem Unkraut. Es mag sich z. B. auf den Idealismus des jungen Studenten der Theologie fast wie ein seine Begeisterung gefährdender Reif legen, wenn er schon bei flüchtigstem Studium des kirchlichen Rechtsbuches entdeckt, für welche Arten von Verfehlungen dort Strafen angedroht werden, Verfehlungen, die, wie etwa der Canon 2368 mit Mißbrauch selbst des heiligen Sakramentes der Beichte rechnen.

Zunächst ein Hinweis auf die Menschlichkeiten der ersten Gruppe. Es ist katholischer Glaube, der auf dem Vatikanischen Konzil im Jahre 1870 feierlich festgelegt wurde, daß „Gott als der Urgrund und das Ziel aller Dinge schon durch das Licht der natürlichen Vernunft erkannt werden kann“.

⁶ Simon, Das Menschliche in der Kirche (Freiburg 1936, Herder).

⁷ Pribilla, Siegen und Versagen des Christentums, in: Stimmen der Zeit 118 (1929) 1 ff.

⁸ Kuß-Kleineidam, Die Kirche in der Zeitwende (Paderborn 1935, Bonifacius-Druckerei).

⁹ Everhard, Die menschlichen Gebrechen der Kirche (Wiesbaden 1936, Matthias-Grünewald-Verlag).

An der damit gegebenen „Vermenschlichung“ der Erkenntnis Gottes, an dem damit ausgesprochenen Bekenntnis zu einer „Theologia naturalis“, die, wenn zwar nur analogen, aber immerhin echten Wahrheitsgehalt den menschlich begrenzten Begriffen zuspricht, in denen wir den Unbegrenzten zu fassen wagen, nehmen vor allem seit den Tagen der Reformation immer wieder viele Anstoß. Karl Barths schroffe Ablehnung dieser „natürlichen Theologie“ und der mit ihr gegebenen „Analogie des Seins“ ist ja bekannt, aber mag wegen ihrer Prägnanz wieder einmal angeführt werden. Im Vorwort seiner Lehre vom Worte Gottes schreibt er in Bezug auf das „Elend einer angeblich natürlichen Gotteserkenntnis im Sinne des Vatikanums“: „Ich halte die *analogia entis* für die Erfindung des Antichrist und denke, daß man ihretwegen nicht katholisch werden kann, wobei ich mir zugleich erlaube, alle andern Gründe, die man haben kann, nicht katholisch zu werden, für kurzsichtig und unernsthaft zu halten“¹⁰. Erhebt sich Protest schon in Bezug auf die natürliche Gotteserkenntnis, so steigert sich derselbe bis zu einer fast leidenschaftlichen Empörung, die, um das Göttliche in seiner Transzendenz und Heiligkeit vor aller Herabzerrung in „Magie“ zu retten, zum Angriff gegen allen „Apparat“ rufen zu müssen glaubt. So lesen wir: „Der gesamte katholische Apparat von Papsttum, Priestertum und Heilsgütern usw. erweist sich als überflüssig. Ja, er ist nicht nur überflüssig, sondern ein unmittelbares Hindernis des Glaubens. Indem sich die Kirche selbst als absolut setzt und gleichsam als Bollwerk zwischen Gott und den Menschen schiebt, hindert sie diesen daran ... im Glauben ‚existentiell‘ zu werden. Mit derselben Entschiedenheit, mit der die Reformation für die Freiheit des gläubigen Menschen kämpft, wacht sie eifersüchtig über die Reinheit des Unbedingten, daß sich keine menschliche Macht an die Stelle Gottes setzt und sich selbst verabsolutiert. Nicht dem Papst, Gott allein gebührt die Ehre. Freilich, Christus und das Wort bleiben als Mittler erhalten. Man kann hierin eine Inkonsistenz sehen, aber diese gehört zum biblizistischen Charakter der Reformation“¹¹.

Ob tatsächlich nicht in der zugestandenen „Inkonsistenz“ der Mittlerschaft Christi und des doch in der Menschheit klingenden Wortes die Lösung liegt, die das katholische Denken auch „biblizistisch“ rechtfertigt? Denn schließlich stehen alle heiligen Bücher unter dem Satz von dem „Wort, das Fleisch geworden ist“, von dem „Licht, das in der Finsternis leuchtet“. Mit der Incarnatio, in der Gott Mensch wird, ist nun einmal auch die „Einmenschlichung des Göttlich-Unbedingten“, und damit sein Heraustreten aus „der Reinheit des Unbedingten“ gegeben. Wenn wachsende Konsekration der Welt der Sinn der Menschwerdung Gottes ist, dann bleibt dem, der „im Glauben existentiell“ werden will, nichts als das „Ja“ zu diesem Geheimnis der Durchdringung von Göttlichem und Menschlichem. Man kann dabei mit dem Blick am Menschlichen haften bleiben. Das war wohl im wesentlichen die Sicht, wie sie von Friedrich Heiler¹²

¹⁰ Barth, Die kirchliche Dogmatik I (München 1932, Kaiser) VIII.

¹¹ Adolph, Entbürgerlichung des Protestantismus? (Gotha 1936, Klotz) 10.

¹² Heiler, Der Katholizismus (München 1923, Reinhardt).

früher vertreten wurde und auf die man da und dort immer noch stößt. Die katholische Kirche bewahre zwar in ihrem Kern die evangelische Substanz, aber überwuchert von den Resten all der Kulturen, durch die sie geschritten sei. Von ihrem Weg durch die Kultur der Primitiven kündeten die mancherlei Spuren, wie sie sich in ihrer Volksfrömmigkeit erhalten hätten: gesegnete Blumen, geweihte Wasser, Rosenkranz und Skapuliere, Sakrament und Sakramentale. Der Kirche ursprünglicher Enthusiasmus sei bei ihrem Aufbruch aus der nomistischen Welt des Judentums gefallen in das dreifache Gesetz des Glaubens, der Sitte und des Kultes. Des römischen Imperiums Dienst und Hilfe habe aus der bis dahin unsichtbaren „Geistkirche“ die sichtbare, juristische, organisierte „Rechtskirche“ geformt. Griechenlands spekulatives Genie habe zwar mitgebaut an ihrer Theologie, aber mit dem Ende, daß das Geheimnis göttlicher Mysterien verrationalisiert worden wäre in der Scholastik, über die noch heute der Zugang zu ihrer Theologie gehe und die doch nicht verständlich wäre ohne Aristoteles und die griechische Philosophie, denkerische Höhepunkte der Menschheit, aber doch — am Absoluten gemessen — Herabzerrungen des Göttlichen.

Die gründliche Antwort, die Karl Adam in seinem „Wesen des Katholizismus“¹³ gab und die letztlich, unter Bejahung vieler Tatsachen vor allem die Ausdeutung anders, vom Göttlichen her, welches das Irdische heimholen kommt, gibt, hat wohl am plastischsten und anschaulichsten die Dichterin Le Fort zusammengefaßt, wenn sie in ihren „Hymnen an die Kirche“ die Kirche also sprechen läßt:

Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme. Ich habe noch Tau in meinen Haaren aus Tälern der Menschenfrühe.

Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht, ich weiß noch, wie man die Gewitter fromm macht und das Wasser segnet.

Ich trage noch im Schoße die Geheimnisse der Wüste, ich trage noch auf meinem Haupte das edle Gespinst grauer Denker.

Denn ich bin Mutter aller Kinder dieser Erde: was schmähest du mich, Welt, daß ich groß sein darf wie mein himmlischer Vater?

Siehe, in mir knien Völker, die lange dahin sind, und aus meiner Seele leuchten nach dem Ew'gen viele Heiden!

Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter, ich war dunkel in den Sprüchen aller ihrer Weisen.

Ich war auf den Türmen ihrer Sternsucher, ich war bei den einsamen Frauen, auf die der Geist fiel.

Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten, ich bin die Fülle der Zeiten.

Ich bin ihr großes Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.

Ich bin die Straße aller ihren Straßen: auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott!¹⁴

¹³ Adam, Das Wesen des Katholizismus⁸ (Düsseldorf 1936, Schwann).

¹⁴ Le Fort, Hymnen an die Kirche (München 1932, Kösel & Pustet) 19.

So holt Christus in seiner Kirche alles heim, um am Ende der Zeiten alles dem Vater zu Füßen zu legen. Aber noch ist er in seiner Kirche unterwegs in der Knechtsgestalt menschlicher Gebrechlichkeit, die auch bester Wille nicht gleich am Tage der Eingliederung in Christus ablegt. Kein einzelner und auch keine Gemeinschaft ist derartig herausgehoben aus menschlich-geschöpflicher Begrenztheit und Unvollkommenheit, daß solche nicht immer wieder abzulegen, zu opfern und abzutöten wäre. Auf diese „Zumutung“, die damit an alle Völker ergeht, hat Dr. Pinski in „Kirche Christi als Kirche der Völker“ mit Recht hingewiesen. Zumutung bedeutet Aufgabe, der gegenüber einzelner wie Volk auch versagen kann und — eben wegen der Anfälligkeit des Geschöpflichen — auch versagen wird; denn „das Aufgeben der eigenen Beschränktheit kann für das eine Volk schmerzlicher sein als für das andere, aber dies ist für jedes Volk gleich wesentlich. Für die Völker, für die sie weniger schmerzlicher ist, ... besteht die große Gefahr, ihre nationale Eigenart mit dem Katholizismus zu identifizieren und dabei doch in ihrer natürlichen Engheit zu verbleiben.“¹⁵ Im letzten Satze wird schon angedeutet, wie das Göttliche eben deswegen kommt, um die naturhaft gegebene Engheit des Menschlichen mehr und mehr zu lösen und zu erlösen. Das gilt für den Äon, in dem wir leben, um so mehr, als er im Zeichen der durch die Erbsünde erfolgten Verwundung der menschlichen Natur steht. Wir sahen das mit Rücksicht auf das, was die Kirche auf ihrer Wanderung durch die Geschichte bisher an Menschlichem in sich aufnahm.

Wir werden das in ähnlicher Weise auch für die Zukunft erwarten müssen, wenn wir an die Völker denken, die noch vor ihren Toren stehen. Daß diese zur Kirche unterwegs sind und kommen werden, ist unerschütterlicher Glaube des Christen, der seine Kirche sieht als „Straße aller Straßen“, als das „Große Zusammen“ der Völker. Aber er weiß auch, daß das, was etwa im Mohammedanismus noch Fanatismus ist, nicht im Augenblick der Christwerdung schon geläuterte reine Glaubensglut sein wird, so wenig wie das Taufwasser aus unsern Vorfahren und ihrem stürmischen Kämpfertum sogleich Vorbilder christlicher Kampfesart gemacht hat. Wir nennen in diesem Zusammenhang z. B. die in den letzten Jahren immer wieder behandelten Kämpfe Karls des Großen. Hierher gehört, um ein Beispiel aus späterer Epoche zu bringen, wenn Ignatius von Loyola kurz nach der Wende seines Lebens glaubt, mit der Waffe in der Hand für die geschmähte Madonna eintreten zu müssen. Aus all solchen Beispielen läßt sich immer wieder die fast unüberbrückbare Kluft zwischen göttlicher Absolutheit und menschlicher Begrenzung erkennen. Die in der christlichen Offenbarung uns dargelegte Vereinigung von Göttlichem und Menschlichem gläubig denkend zu bejahen, setzt ein „Metanoein“, einen Umsturz unseres Denkens voraus, das dem naturhaften Menschen ein Ärgernis ist und bis in unsere Tage bleibt. Aber wenn dies „Metanoein“ ein solch umstürzender Vorgang ist, welcher Kenner des Menschen wird sich dann wundern, wenn immer wieder die Natur durchbricht in rein

¹⁵ Pinski, Die Kirche Christi als Kirche der Völker (Paderborn 1935, Bonifacius-Druckerei) 52.

naturhafter Wertung und der daraus folgenden rein naturhaften Tat? Das neue Leben, das über den Christen in der Taufe kommt, gibt die neuen Möglichkeiten, das neue Können, doch noch nicht ohne weiteres das neue Vollziehen. Dazu bedarf es des freien Einsatzes des Menschen, der hier auch ein „Nein“ sagen kann. Wir hören heute so oft, der nordisch-arische Mensch lehne „Fremderlösung“ von außen ab, ihn dränge es zur „Selbsterlösung“. Weist nicht ein richtiger Kern dieses Wortes in die oben gewiesene Richtung, der die Theologie unserer Tage einmal nachgehen sollte, folgend der Auffassung des hl. Augustinus, der schon auf die „Antinomie“ hinwies, daß der, welcher uns ohne unser Mittun erlöste, die Erlösung doch nicht ohne unser Mittun vollenden will?

Doch damit stehen wir schon bei den Menschlichkeiten, die eigentliches sündhaftes Versagen, persönliche Schuld in sich schließen. Was wir unter der zweiten eingangs bezeichneten Gruppe von Menschlichkeiten meinten, liegt zwischen solch persönlicher ethischer Schuld und der mehr seinsmäßigen Kluft zwischen Menschlichem und Göttlichem. Es sind das Dinge, die der, welcher damit belastet ist, oft gar nicht zu sehen scheint und doch sehen müßte, die der Außenstehende viel besser und klarer zu erkennen pflegt und die auf diesen wegen der Gegensätzlichkeit zum vertretenen Ideal fast wie Verlogenheit und Heuchelei wirken. François Mauriac bringt in seinem soeben verdeutscht herausgebrachten „Natterngezücht“, in den Aufzeichnungen des freisinnigen Misanthropen, etwas, was in diese Richtung weist. Der verbitterte Greis schreibt über seine korrekt-christliche Frau Isa: „Dir gegenüber wandte ich nun eine neue Taktik an. Anstatt deine religiösen Überzeugungen sozusagen frontal anzugreifen, verlegte ich mich mit aller Zähigkeit darauf, beim geringsten Anlaß zu beweisen, daß dein Handeln im Widerspruch zu deinem Glauben stand. Was für eine gute Christin du auch warst, meine arme Isa, so mußt du doch gestehen, daß ich leichtes Spiel hatte. Du hattest vergessen, daß Caritas und Liebe dasselbe bedeuten, wenn du es überhaupt je gewußt hast. In dem Wort Caritas faßt du eine Anzahl Pflichten gegen die Armen zusammen.... Pflichten, die du mit äußerster Gewissenhaftigkeit erfülltest.... Ich gebe gern zu, daß du dich darin geändert hast.... Aber wenn du damals die Armen — deine Armen — einmal unterstützt hattest, fiel es dir um so leichter, gegen jene Leute streng zu sein, die von dir abhängen. Du setztest unerbittlich deine Auffassung durch, daß es Pflicht einer Hausfrau sei, mit möglichst geringen Kosten möglichst viel Arbeit zu leisten. Die arme Frau, die jeden Morgen mit ihrem Gemüsegarten vorbeikam, und der du gewiß ein reichliches Almosen gegeben hättest, wenn sie zum Betteln gekommen wäre, hat dir keinen Kopf Salat verkauft, ohne daß du deine Ehre dreingesetzt hast, ein paar Groschen an ihrem mageren Verdienst herunterzuhandeln.“¹⁶ Der Tagebuchschreiber gibt dazu auch eine Begründung, wenn er schreibt: „Eure (d. h. des Christentums) Gegner machen sich im stillen eine viel erhabeneren Vorstellung von der

¹⁶ Mauriac, Natterngezücht (Freiburg 1936, Herder) 101.

Religion, als ihr meint und sie selber glauben. Wäre das nicht der Fall, warum fühlten sie sich dadurch verletzt, daß ihr sie so schlecht ausübt?“¹⁷

In der Tat mag hier oft weniger ein willensmäßiges Versagen als eine Beschränktheit der Sicht der Grund sein, was obiges Tagebuch andeutet, wenn es feststellen muß: „Ich gebe gern zu, daß du dich darin geändert hast“ unter der Lauge immer wieder ätzender Kritik. Aber es kann und wird eintreten, daß man hier vor hoffnungslos unabänderlichem Menschlichen steht. Die neuere Psychologie und Typenforschung wird manche von diesen Menschlichkeiten erklären, ohne ihnen ihre Tragik zu nehmen. In dieser Hinsicht war es ohne Zweifel ein besonderes Verdienst gerade für unsere Lage, wenn auf der Pfingsttagung 1936 des Katholischen Akademikerverbandes zu Würzburg das Problem der Religion von der menschlichen Existenz her angepackt wurde. Das, was die beiden Mediziner, Professor Dr. Graf und Dr. Kopp, dazu auszuführen hatten, wies manchem Lösungen. So entwickelte Professor Dr. Graf in seinem Referat „Die Auswirkungen seelischer Störungen im religiösen Leben“ und dem vorhergehenden „Die Prägung religiösen Lebens durch die seelische Eigenart“ die neuerdings herausgestellten Typen, etwa den cyclothymen und den schizothymen (Kretschmer), den integrierten und desintegrierten (Jaensch), den perseverierenden und den entlastungsfähigbeweglichen (Ach) u. a., und zeigte, wie damit der so oder so Struktuierte in einer ganz bestimmten Begrenztheit auch seines religiösen Lebens festgelegt ist. Kretschmers seelische Konstitutionslehre darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Danach sind vor allem zwei seelische Haupttypen zu unterscheiden, welche schon durch den Körperbau gekennzeichnet sind. Die Schizothymen, die affektiv mehr Verhaltenen und Starren, im Körperbau hager, und die Cyclothymen, die äußerlich breit Gedrungenen, zwischen unternehmungslustiger Heiterkeit und depressiver Verzagttheit Schwankenden. Diese Begrenztheit wird sichtbar nicht nur im einzelnen, sondern auch in Gemeinschaften, ganzen Epochen und Perioden und hat dort bei allem Guten auch jeweils ganz besondere, fast von vornherein zu erwartende Schattenseiten. Anders ist das Ringen um Gott etwa eines schizothymen Typs wie eines hl. Augustinus als das des in Gott ruhenden und ausschwingenden hl. Franz, der stärker nach der cyclothymen Struktur hin geformt ist. Und wer von der Typenpsychologie her kommend an die in der Kirche Gestalt gewordenen und lebenden Ordensgemeinschaften prüfend herantritt, wird auch hier die wesentlichen Kennzeichen der verschiedenen Typen feststellen — zum Guten und zum weniger Guten. Der Arbeitsrhythmus etwa einer mehr nach der schizothymen Seite geprägten Gemeinschaft oder Volksgruppe wird einer mehr cyclothymen wohl fast stets wie bedrohlich und unheimlich vorkommen. Max Scheler ist während des Krieges diesem Problem schon einmal nachgegangen in seiner Untersuchung „Von den Ursachen des Deutschen Hasses“¹⁸, in denen er nachzuweisen suchte, daß es nicht so sehr äußere Streitpunkte, sondern ein ganz bestimmt geprägtes Ethos, beim Deutschen das sog. „Faustische“

¹⁷ Ebd. 58.

¹⁸ Scheler, Von den Ursachen des Deutschen Hasses (Leipzig 1919, Neuer Geist).

seines Wesens, gewesen wäre, was die andern nicht nur nicht zu Gegnern, sondern zu Hassern unseres Volkes gemacht hätte.

Wenn wir zu diesen mehr vom Subjekt her kommenden Begrenzungen nun auch noch die vom mehr Objektiven, etwa einem ganz bestimmten Beruf, einem besondern Amt, her gegebenen Begrenzung nehmen, dann wird jeder, der den Menschen kennt, mit seinem immer wieder fast notwendigen Versagen rechnen müssen.

So ist jede Macht, jedes Amt seinem spezifischen Mißbrauch und Abgleiten ausgesetzt, und man darf sagen, je höher das Amt und die Macht, um so schlimmer dann der Mißbrauch. Das gilt auch von der Kirche und ihrem dreifachen Amt, dem Lehr-, Hirten- und Priesteramt.

Es gilt von dem Lehramt, dessen Aufgabe ist, das, was Christus als Offenbarung auf die Erde brachte, unversehrt, als Depositum, wie der Glaube sagt, zu bewahren. In diesem Sinne hat die Kirche und haben ihre Amtsträger bewahrende, also konservierende und nur konservierende Aufgabe. Fällt nun solches Amt auf einen mehr perseverierenden Menschen, dann kann es dort zu einer Haltung kommen, die vergißt, daß er nach dem Bilde Christi, der durch die Lande zog „transiens benefaciendo“, das Alte in immer wieder erneuter Sprache der immer wieder sich erneuernden Welt zu verkünden hat, wie das Egenter in seinem Büchlein „Das Edle und der Christ“ im Vorwort ausführt¹⁹. Mit der Kirche hat jedes Glied derselben immer unterwegs zu sein (transiens), um im Geiste der Liebe (benefaciendo) der immer wieder in Not ringenden Zeit nicht nur die zeitlose Lehre und Wahrheit, sondern das Leben zu bringen. Das Amt kann aus dem „Be-amteten“ nur zu leicht den „Beamten“ machen, der seine Person an die Stelle dessen, dem er zu dienen hat, stellt, und während er von Autorität ständig redet, vergißt, daß die beste Stütze seiner Autorität die Geschlossenheit seiner führenden Persönlichkeit ist, zumal da, wo es darum geht, in Worten und Taten das Himmelreich mit Gewalt zu stürmen.

Im „Hirtenamt“ liegt eingeschlossen die Gefahr des „Herrenamtes“, das vergißt, daß es zum Heil des Ganzen gegeben ist und ausgerichtet sein muß auf das Urbild dessen, der zu dienen, nicht bedient zu werden kam. Aus vielen Quellen kann solches Herrentum gespeist werden. Es braucht nicht immer Herrschsucht sein; es kann auch kommen, wenn hohe Verantwortung auf ein enges Verantwortungsgefühl gelegt wird. Aber geht es nicht überall so, auch außerhalb der Kirche, etwa in der Familie? Ist unser menschliches Verantwortungsgefühl nicht oft geneigt, der Versuchung, wie sie in dem heute fast bis zur Ermüdung oft beschworenen Großinquisitor Dostojewskis sichtbar wird, zu verfallen, und wo der zu betreuende Mensch versagt, denselben mit Gewalt „gut“ zu machen? Wie solch gut gemeinte Gewalttätigkeit zerstörend, statt aufbauend wirkt, schildert Stehr in den „Drei Nächten“ in einer Weise, der man wohl die Verallgemeinerung absprechen, die aber niemand als unmöglich in sich ableugnen wird: „Das Seminar, das ich ... in meiner Vaterstadt (zur Aus-

¹⁹ Egenter, Das Edle und der Christ (München 1935, Kösel & Pustet).

bildung auf den Lehrerberuf) bezog brachte viel des Bitteren. Denn das System, nach dem man uns dort erzog ..., war das der Unterjochung. ... Die Lehrer schritten in steifer, geistlicher Würde einher und erlaubten sich nur, hinter verschlossenen Türen zu lachen. Sie thronten so fern in einer Wolke der Unnahbarkeit, daß keiner von denen, die sie führten, es wagte, ihnen seine Bedrängnisse zu enthüllen und in der Not um Rat zu fragen. Mit Gebet stand man auf, mit Gebet aß man, schlief man ein, und alles das nicht nach dem milden Zwang herzlicher Frömmigkeit, nein, unter der mürrischen Stirn eines starren Gebotes.“²⁰

Wenn im Priesteramt das, was einem Menschen auferlegt werden kann, seinen Höhepunkt erreicht, so ist damit gegeben, daß, wenn es hier zu Vermenschlichung kommt, der Abfall von der Höhe am traurigsten ist. Gewiß, es ist wahr und gut, daß Gott die Ausspendung seiner Geheimnisse nicht an die Würdigkeit des Spenders geknüpft hat, daß sie ihre Wirksamkeit „ex opere operato“ haben. Gewiß, der Priester spendet nicht aus der Fülle des Eigenen, sondern er weiß sich als Werkzeug in der Hand dessen, der auch durch die beschmutztesten Kanäle, in denen er fließt, nicht verunreinigt wird; aber schon in den Frühtagen des Christentums läßt er durch den Seher an den Engel der Gemeinde von Sardes das Wort ergehen: „Ich kenne deine Werke! Du hast den Namen, daß du lebst; doch du bist tot!“²¹ Und an den Engel der Gemeinde von Laodizea läßt der Herr schreiben: „Ich kenne deine Werke. Du bist weder kalt noch warm! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, so will ich dich ausspeien aus meinem Munde!“²² Simon schreibt zu der „Berufsgefahr des Klerus“, die von dieser Seite droht: „Der Geistliche ist Tag für Tag mit dem Heiligen befaßt. Die Kirche ist sich der Gefahr des Hineingestelltseins in den Bereich des Heiligen wohl bewußt. Sie weiß genau, daß das Alltägliche zur Gewohnheit und manchmal zur mechanischen Gewohnheit wird. Es wird sicher von den kirchlichen Oberen keine Gelegenheit versäumt, um den Kandidaten des Priestertums darauf hinzuweisen. Trotzdem ist es menschlich, wenn der Liturge, der Tag für Tag am Altar steht, nicht mehr die innere Kraft hat, der Neigung zum gewohnheitsmäßigen Vollzug der heiligen Handlung zu widerstehen.“²³ Deshalb legt die Kirche gerade den Hütern des Heiligtums die häufige Selbstprüfung und Reinigung im Sakrament der Buße nahe. Im Lichte der dort aufleuchtenden Normen wird er langsam das ganze Wurzelwerk menschlichen Versagens zunächst einmal erkennen. Es geht hier weniger um freigewolltes Versagen, als um das, was die mittelalterliche Theologie unter den sog. Hauptsünden verstand. Es sind das gewisse Dispositionen zu Unordnungen, die mit der Verwundung der menschlichen Natur seit der erbsündlichen Belastung gegeben sind, bei dem einen ein gewisser Stolz, bei andern Eitelkeit, wieder bei andern Bequemlichkeit und Sinnlichkeit, die irgendwie das ganze sittliche Tun eines Menschen, oft und vielfach ihm selber fast unbewußt, durchsetzen. Die Individualpsychologie

²⁰ Stehr, Drei Nächte (Berlin 1909, Fischer).

²¹ Offb. 3, 1. ²² Ebd. 3, 15.

²³ Simon a. a. O. 183.

scheint in etwa, wenn auch noch entfernt, diesen Dingen wieder auf die Spur gekommen zu sein in ihren Aufstellungen von „Leitlinien“, die oft und meist unbewußt das menschliche Leben zu beeinflussen suchen, leider meist nicht zum Guten. Es ist eben nicht alles, was in uns wächst, licht, gut und nach obenweisend. Die kirchliche Erziehung kennt deswegen nicht jenes optimistische Vertrauen auf ein aus sich selber organisch zum Licht hinstrebendes Wachsen; sie weiß, daß es nicht geht ohne immer wieder erneute seelische Einkehr, Prüfung, Kontrolle und Kampf, Arbeit an sich selber bis zur „Abtötung“ und „Selbstverleugnung“. In diesem Zusammenhang sei auf das von P. Raitz v. Frentz verfaßte Buch „Selbstverleugnung“²⁴ hingewiesen, das da und dort wie verschüttet ruhendes Gedankengut wieder zu heben versucht.

Wir machten schon oben darauf aufmerksam, daß es sich bei dieser zweiten Gruppe der Menschlichkeiten nicht so sehr um Böswilligkeit, als um ein Nichtsehen handelt. Wir stellten fest, daß gerade hier fremde Augen oft schärfer sehen als die eigenen. Daraus folgt für jeden, der es im Kampf gegen diese Armseligkeiten ernst nimmt, die Bereitwilligkeit, Kritik nicht nur ertragen, sondern auswerten zu können. Mit Recht unterscheidet Simon eine doppelte Kritik, eine „von innen“ und eine „von außen“ kommende. Glücklicherweise eine Gemeinschaft, die eine von innen kommende Kritik anzunehmen und zu verwerten weiß. Gewiß, es ist richtig, was Simon bemerkt, daß in Kampfzeiten einer Gemeinschaft die „Kritik eine ganz besondere Verantwortung hat“. Denn die geschichtliche Entwicklung zeigt, daß jede auch nur leise geübte Kritik der Gläubigen sofort von Außenstehenden aufgegriffen worden ist. „Sofort glaubte man, einen Riß in der Front zu bemerken, und bemühte sich, ihn propagandistisch auszuwerten.“²⁵ Daher der Unterschied, den jeder Kenner der Geschichte mit Simon zwischen Mittelalter (man denke an Dantes schärfste Kritik noch lebender Päpste) und der neueren Zeit feststellt. Und doch wird zu allen Zeiten eine Kritik von innen notwendig und heilsam sein. Hier liegt sicher eine bedeutsame Aufgabe gerade der Laien in der Kirche. Als Glieder am gleichen Corpus Christi, denen die Enzykliken Pius' XI. zur Katholischen Aktion immer wieder wahre Mündigkeit, ja „Teilnahme am hierarchischen Apostolat der Kirche“ zusprechen, haben sie im Interesse des Ganzen mitzureden und sind zu hören. Mag sein, daß mangels theologischer Schulung die Formulierungen, in denen sie sich ausdrücken, nicht immer die letzte Ausgewogenheit und klare Schärfe zeigen; es wird darauf ankommen, den echten Kern herauszunehmen und die heiße Liebe zur gemeinsamen Sache herauszuhorchen. So, wenn es etwa in einem vor Jahren viel verbreiteten „Brief an die Jünger des Priestertums“ hieß: „Wir fühlen uns tief mitverantwortlich für diejenigen, denen wir unsere Kinder, ihre Seelen und unsere eigenen anvertrauen werden. Unsere Gemeinschaft mit ihnen ist uns sehr ernst; sie gehören derselben Gemeinschaft an wie wir, wenn sie auch durch Gottes Kraft mehr sind als wir.

²⁴ Raitz v. Frentz, Selbstverleugnung (Einsiedeln 1936, Benziger).

²⁵ Simon a. a. O. 124.

Und weil sie eben mehr sind als wir und wir das gern anerkennen und uns freuen, deshalb möchten wir auch gern an ihnen größere Früchte sehen, an denen wir uns nähren können.“²⁶ Gilt diese Forderung der Hellhörigkeit aller aus Mitverantwortung kommenden Kritik, dann besonders auch da, wo eine junge, durch „Erfahrungen“ noch ungebrochene Generation mit Kritik und neuen Plänen voranstürmt.

Sicher anders zu bewerten ist die Kritik, die von außen kommt. Aber „auch gehässige Kritik von außen ist nicht ganz bedeutungslos, weil ja der Christ und das Christentum von der Selbstbesinnung und der Einkehr leben sollen“²⁷. Aber sollte nicht auch hier das Apostelwort gelten, das mahnt, „auf das Gute bedacht zu sein, nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen“²⁸ und selbst das Bösgemeinte zum Guten zu nutzen. „Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute.“²⁹.

Geht so von all dem Menschlichen an heiliger Stelle etwas wie lähmende Wirkung aus, so kommt's fast wie niederschmetternd und erstarren machend, wenn am sakralen Ort eigentliche Schuld ihr Medusenhaupt sichtbar werden läßt. Und doch, der Apostel, der die Gemeinden seiner Zeit als die „Gemeinden der Heiligen“ grüßt, muß die gleichen Gemeinden warnen und sogar strafen wegen Dingen, „die unter Christen nicht einmal genannt werden sollten“³⁰. Der Christ sieht sich immer wieder daran erinnert, daß kein Ort, auch nicht das Paradies, der getauften Seele sicher ist vor dem Einbruch und der Lockung des Verführers, gegen den allabendlich im Nachtgebet die Kirche Gott um Schutz fleht, wo der Verführer umgeht „wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könne“. Diesen Kampf entschiedener aufzunehmen und ihre Gottverbundenheit unerschütterlicher zu sichern, lösen sich Menschen von Dingen, die ihnen an sich hoch und lieb sind, um die ganze Person und die ganze Arbeit in der Totalhingabe Gott und nur Gott zu schenken. Das ist der Sinn des Lebens, das sich in den Klöstern aufbaut. Aber auch hier dringt das Böse verführerisch ein und bringt denen, die drinnen und draußen leben, zum Bewußtsein, daß der Beruf — und nur der Berufene darf diesen Kreis betreten — zu diesem Leben ständige, anspannende Aufgabe bedeutet, die nicht abgeschlossen und erfüllt ist mit einem einmaligen „Ja“ jugendlich-enthusiastischer Hingabe, sondern jeden Tag im Geist der ersten Hingabe aufgenommen werden muß, wenn der große Sinn einer solchen Daseinsform nicht verfliegen soll, um die bloße, leere Hülle zurückzulassen, von welcher dann gilt: Cappa non facit monachum. Daß Klöster Wege zur Vollendung, aber nicht erreichte Vollendung sind, daran erinnern uns Vorfälle, wie sie im Laufe der Geschichte immer wieder sichtbar geworden sind.

Der Christ wird erschrocken stehen, wenn das Böse ihm von dort entgegentritt, es wird gerechte Empörung über ihn kommen, gepaart mit tiefem Kummer ob dessen, was Christi heiligem Leibe angetan wird, aber

²⁶ „Großdeutsche Jugend“, Beilage zum „Heiligen Feuer“, Märzheft 1923 (Paderborn, Junfermann). ²⁷ Simon a. a. O. 121.

²⁸ Röm. 12, 17.

²⁹ Ebd. 12, 21.

³⁰ Eph. 5, 3.

— und da zeigt sich, wie tief er lebendig in seiner Kirche steht — im Glauben an seine Kirche wird er durch all diese Dinge nicht erschüttert. Der rechte Christ wird erzitternd an das Wort seines Herrn von den Ärgernissen denken, die notwendig kommen sollen, und er wird sich seiner Lage bewußt werden in dieser Welt, die nach Christi Wort ein „Lamm-sein zwischen Wölfen“ ist. Bei solch wirklich gefährlichem Leben werden Einbrüche der Wölfe immer wieder erfolgen. Sie sollen den Christen immer erneut mahnen, vor dem Bösen seiner Zeit sich zu sichern, was leichter wird, wenn solche Ärgernisse den bösen Geist der Zeit demaskieren helfen.

Immer lauter spricht man heute von einer Gefährdung des Christlichen durch „Verbürgerlichung“. Wenn man etwa an Hand des von Adolph herausgegebenen Buches „Entbürgerlichung des Protestantismus?“ diesem Schlagwort nachgeht, dann ginge es um Folgendes. Mit der Zerstörung der katholischen Sinngestalt des Mittelalters löst sich der bis dahin in Bindungen gehaltene Mensch immer mehr davon los, um sich „autonom“ auf sich selber zu stellen. Über Reformation, Aufklärung und Zeitalter der Vernunft kommt es zum Typ des „bürgerlichen Menschen“, den Adolph etwa wie folgt beschreibt: „Dieser bürgerliche Mensch ist eine besondere Ausdrucksform des Seins... Er unterscheidet sich von andern menschlichen Typen, etwa ... dem altgermanischen Gefolgsmann, dem katholischen oder evangelischen Gläubigen in sehr wesentlichen Zügen. Er will das Dasein nicht als entscheidungsschwangere Wahl zwischen Gott und Teufel, auch nicht als Wagnis oder Abenteuer oder Kampf mit den Schicksalsgewalten — den Untergang vor Augen — gewagt wissen. Alles Heldische und Herrische, alles, was einen persönlichen Einsatz verlangt und existentielle Bewährung erfordert, aller Adel des Martyrertums oder des Schwertes ist ihm fremd, wenn nicht zuwider. Er braucht für sein Leben vor allem Sicherheit. Deshalb müssen alle dämonischen Tiefen der Wirklichkeit zugedeckt, mit Dekorationen versehen oder geleugnet werden. Die Welt hat keine irrationalen Abgründe, sondern ist eine durchsichtige Vernunftkonstruktion ..., kurzum, das Weltall erfährt eine Glättung, eine Verharmlosung und Harmonisierung. Nur so wird es zum geeigneten Boden, auf dem der Bürger sich wohl fühlen kann.“³¹ Also errechenbare, handfeste Sicherheit, die zur Versuchung wird, zumal wenn es im Geist der Zeit liegt, auch da, wo man gerade mit diesem Geist gebrochen haben sollte und im Vertrauen nur auf Gott leben sollte, in der Gelöstheit, wie sie gelobte Armut gibt, eben menschlich „ungesichert“ durch kluge Kapitalvermehrung, Renten und Effekten! Simon schreibt dazu einige Sätze, die sicher zu vertiefendem Nachsinnen anleiten, wenn er ähnlich wie Adolph von dem „eigenartigen Bedürfnis der Welt von heute nach diesseitiger Sicherheit und Sicherung“ spricht und feststellt: „Die freiwillige Armut war im Mittelalter zunächst eine tatsächliche, ehe sie eine juristische wurde. Heute ist sie oft in erster Linie eine juristische geworden.“³² Ob Gottes Vorsehung, wenn sie solche Sicherungen gründ-

³¹ Adolph a. a. O. 34.

³² Simon a. a. O. 167 ff.

lich zertrümmern läßt, nicht vom durchdringenden Auge des Glaubens an der Arbeit gesehen werden kann?

Liegt schon in dem allzu starken Vertrauen des Christen auf diese Sicherungen ein gut Stück Materialismus, so bringen gewisse moralische Eiterbeulen, wie sie gelegentlich aufbrechen, ihm zum Bewußtsein, daß sich zu der von dort kommenden Augenlust im Sinne des Evangeliums auch die Fleischeslust gesellen kann. Und hier mag das Erschütterndste nicht so sehr der Fehltritt dieses oder jenes einzelnen sein, sondern die unheimliche Ansteckung und Verbreitung, die widernatürliche Laster an Stätten finden können, zu denen der Christ als zu „Stätten, die auf dem Berge liegen“, aufschaut. Und doch — wird der Christ von hier Anlaß nehmen, dem geheimnisvollen Wort des Herrn nachzusinnen: „Nicht alle fassen es, sondern nur die, denen es gegeben ist“, und: „Es gibt solche, die um des Himmelreiches willen der Ehe entsagen?“ Wo dieses „um des Himmelreiches willen“ fehlt, da wird es nicht zu fassen — und erst recht nicht zu erfassen oder gar zu halten sein. Wenn irgendwo, wird das Dämonische von hier aus immer wieder seinen Einbruch versuchen. Aber gerade weil dieser Dämon so unheimlich droht, wird das christliche Volk Menschen sehen wollen, die „um des Himmelreiches willen“ auch damit gerungen und menschlich „Unmögliches“ möglich machen, um andern den Mut zum Möglichen zu geben. Und deswegen wird man christliche Edel Frucht, die in der Ganzhingabe eines Menschen an Gott liegt — und das ist der Sinn des christlichen Zölibates — nicht nach dem Abfall beurteilen, vielleicht weil er sich unberufen hindrängte. In solchem Fall mag gelten, was Friedrich Heiler schreibt: „Die vergewaltigte Natur, der verdrängte Affekt, rächt sich furchtbar.... Wo das zölibatäre Leben nicht täglich mit der ganzen Begeisterungsglut der vollendeten Gottes- und Nächstenliebe neu bejaht wird ..., da muß sich der Trieb empören und durch eine widernatürliche Öffnung sich ergießen.“³⁴ Aber Heiler weist auch darauf hin, daß dieses Opfer der Jungfräulichkeit auch außerhalb des Christentums als notwendiges Element der vollendeten Hingabe an Gott gefordert wird. Es kann sein, wie Dr. Kopp auf der oben erwähnten Tagung des Akademikerverbandes ausführte, daß in dem einen oder andern Fall einer zu spät erkennt, daß er eigentlich zur Ehe berufen war, er aber nun gebunden ist und das harte Los einer Neurose auf sich nehmen muß — aber werden nicht auch um anderer Ideale willen Opfer bis zur Hingabe des Lebens gefordert? Gerade hier kann sichtbar werden, wie Christentum letztlich heroischen Vorstoß ins Leben darstellt und immer wieder neue Beunruhigung, das Schwert, in alle bürgerliche Behaglichkeit hinein-trägt.

So wird Wirklichkeit, daß das Sichtbarwerden von Krankheiten und Fiebern bei allem Schmerz und Weh, die damit kommen, nicht niederzudrücken braucht. Einer wird und soll in jedem zerdrückt und zertreten werden: der Pharisäer, der da sich gerechtfertigt glaubt und dankt, daß er nicht ist wie die andern, die Sünder, oder gar noch höhnt. Den echten

³³ Matth. 19, 12.

³⁴ Heiler a. a. O. 469.

Christen, der sich in dem offenbar werdenden Fehler der andern mit-schuldig sieht, wird es zu Sühne und Gebet drängen.

Über all den Herrlichkeiten, in die der Christ in seiner übernatürlichen Erhebung hineingestellt ist und die wir in den letzten Jahren neu zu schauen gelernt hatten, war da nicht Gefahr, daß wir gleichsam in Vorweg-nahme des Endes, des Wegzieles, vergaßen des Weges hin, des „Noch-nicht“, daß wir übersahen, daß unsere Wandertugend vorläufig noch die Hoffnung ist, die das Ziel, das Gut als ein „arduum“, also etwas „Noch-nicht-Erreichtes“, vor sich liegen sieht und es noch nicht als unanfecht-baren Besitz in der Hand trägt? Professor Schmaus³⁵ und Dr. Grosche³⁶ haben im letzten Jahr darauf hingewiesen. Schmaus schreibt, an Aus-führungen Grosches anknüpfend, daß die Gefahr einer Mythisierung für das Christentum da drohe, wo in der Frömmigkeit nur die „theologia gloriae“ herrsche, während die „theologia crucis“ verdrängt werde, wo sonach der „status viatoris“ nicht ernst genommen werde. Wenn zur Er-kenntnis unserer Auserwählung sich unter der Offenbarung des Bösen in unsern Reihen auch der andere paulinische Gedanke fügt, „in Furcht und Sorge unser Heil zu wirken“, dann wird auch hier gelten, daß „denen, die Gott lieben, alles, auch das eigene Böse, zum Heile gereichen wird“.

Und noch ein anderer Gedanke sei hinzugefügt. Ob nicht durch all das Aufbrechen von Armseligkeiten eines erreicht wird? Durch unsere stark geschichtlich bestimmte Erziehung haben wir uns langsam daran gewöhnt, daß unsere Liebe zur Kirche nicht in Frage gestellt wird, wenn man uns hinweist auf Fehler und Mängel in der Vergangenheit unserer Kirche, ja, wir formen sogar daraus einen Beweis für die Göttlichkeit der Kirche. Aber wie mancher hat sich an kleinen Anstößen und Ärgernissen wund, ja, gelegentlich zu Tode gerieben, sobald solche ihm in der Gegenwart begegneten. Daß wir lernen, in ähnlicher Weise auch mit den Schatten der Gegenwart fertig zu werden und hinter all den befleckten Kleidern und Fetzen das Göttliche im Glauben zu sehen, kann das nicht der Sinn der Prüfung sein? Und von dem, der so siegt, wird gelten, was der Seher — im Namen dessen, der „tot war und nun in alle Ewigkeit lebt“³⁷ — dem zunächst schwer zurechtgewiesenen Stern und Engel von Sardes schreibt: „Der Sieger wird bekleidet mit weißen Gewändern, und nimmer lösche ich seinen Namen aus dem Buche des Lebens.“³⁸

Die Überwindung der konfessionellen Fremdheit

Von Max Pribilla S. J.

Der Aufsatz, den Paul Fechter im Juli-Heft 1935 der „Deutschen Rundschau“ über die Fremdheit zwischen Katholizismus und Prote-stantismus im Reich veröffentlichte, hat ein vielfaches und lebhaftes Echo gefunden. Der ernste Mahnruf an die deutschen Katholiken und Prote-

³⁵ Vgl. „Der Kath. Gedanke“, Oktoberheft 1935, S. 391.

³⁶ Vgl. „Catholica“, Aprilheft 1935, S. 49 ff.

³⁷ Offb. 1, 18.

³⁸ Ebd. 3, 5.